

STAUFFENBURG

Linguistik

Band 73

Jörg Hagemann / Wolf Peter Klein /
Sven Staffeldt (Hrsg.)

Pragmatischer Standard

**STAUFFENBURG
VERLAG**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Lehrstuhls
für deutsche Sprachwissenschaft der Julius-Maximilians-Universität Würzburg
und des Instituts für deutsche Sprache und Literatur
der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

© 2013 · Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH
Postfach 25 25 · D-72015 Tübingen
www.stauffenburg.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Printed in Germany

ISSN 1430-4139
ISBN 978-3-86057-118-7

Inhaltsverzeichnis

Pragmatischer Standard – Eine Annäherung.....	1
<i>Jörg Hagemann, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt</i>	
Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden?	15
<i>Wolf Peter Klein</i>	
Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘	35
<i>Péter Maitz und Stephan Elspaß</i>	
Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist	49
<i>Jan Georg Schneider und Georg Albert</i>	
Von Inseln und Kernen: Gebrauchsbasierte Standard-Begriffe	61
<i>Bernhard Fisseni und Bernhard Schröder</i>	
... weil man den Gebrauchsstandard erheben wird wollen. Variabilität und funktionale Äquivalenz in der Standardsyntax am Beispiel der ‚Zwischenstellung‘ in Verbalkomplexen.....	75
<i>Elisabeth Scherr und Konstantin Niehaus</i>	
Auf dem Weg zum pragmatischen Standard mit Entschuldigungen.....	85
<i>Sven Staffeldt</i>	
Standard des gesprochenen Deutsch: Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht	111
<i>Arnulf Deppermann und Henrike Helmer</i>	
Pragmatischer Standard im Diskurs – Zum konzeptionellen und methodologischen Status von Abweichungen im Sprachgebrauch am Beispiel des deutschen Kolonialdiskurses.....	143
<i>Ingo H. Warnke und Wolfram Karg</i>	
Zur Auffassung der Standardvarietät als Prozess und Produkt von Sprachmanagement.....	163
<i>Vít Dovalil</i>	
Was gehört zum pragmatischen Standard? Kern und Rand bei relativierenden Echokonstruktionen im Deutschen	177
<i>Rita Finkbeiner</i>	

VI

„Mündlichkeit“ ist nicht gleich „Mündlichkeit“: Implikationen für eine Theorie der Gesprochenen Sprache.....	191
<i>Sonja Zeman</i>	
Die pragmatische Funktion syntaktischer Funktionen in spontan gesprochener Sprache.....	207
<i>Nadine Proske</i>	
Vom schriftsprachlichen Standard zur pragmatischen Vielfalt? Aspekte einer interaktional fundierten Grammatikbeschreibung am Beispiel von <i>dass</i> - Konstruktionen.....	223
<i>Susanne Günthner</i>	
„Ja nein, ich meine...“ – zur <i>ja nein</i> -Konstruktion im gesprochenen Deutsch	245
<i>Robert Mroczynski</i>	
Warum es vergebens ist, gegen die Verzweiflung anzuschreiben: Partikelverben mit <i>an-</i> im <i>gegen</i> -Konstellativ	263
<i>Jens Gerdes</i>	
<i>Bitte melde dich!</i> Syntaktisch-pragmatischer Standard in Partnerschaftsanzeigen	277
<i>Dominik Banhold</i>	
Die Rolle verfestigter sprachlicher Einheiten beim Erwerb komplexer Konstruktionen im Deutschen.....	291
<i>Daniela Elsner</i>	
Standard und Standardvarietäten in Lehrbüchern für DaF	305
<i>Gabriela Rykalová</i>	
Die von tschechischen Mittelschullehrern verlangte Norm des Deutschen	317
<i>Alena Čermáková</i>	
Zur Anwendungsrelevanz eines gesprochenen Standards: Die Perspektive des Schulunterrichts	331
<i>Christian Klug und Michael Rödel</i>	

Von Inseln und Kernen: Gebrauchsbasierte Standard-Begriffe

Bernhard Fisseni und Bernhard Schröder¹

1. Wieso eigentlich?

Theorien des Spracherwerbs, die besonders die Wichtigkeit Gebrauchs- und Frequenz-basierter Lernens von Generalisierungen hervorheben, nennen wir hier *gebrauchsbasiert*. Gebrauchsbasierte Modelle sind ‚in‘ in der Linguistik. In der Semantik haben etwa Eco (1984) und Fritz (zusammenfassend 2006) derartige Ansätze vertreten, in der Syntax² wird die Konstruktionsgrammatik (s. z. B. Fischer und Stefanowitsch 2008; Stefanowitsch und Fischer 2008; Croft 2001; Abbot-Smith und Tomasello 2006) als ein prominenter Vertreter dieser Ansätze immer beliebter (im deutschsprachigen Raum). Diese Modelle sind allesamt ‚pragmatisch‘, d. h. sie gehen davon aus, dass der Gebrauch von Sprache im (speziellen) Kontext grundlegend ist für das Erlernen von Sprache im Allgemeinen, aber auch für die Herausbildung von Regeln im Besonderen, wobei unter ‚Regeln‘ nicht nur syntaktische Regeln, sondern auch Lexikoneinträge oder Konstruktionen fallen. Im Zusammenhang gebrauchsbasierter Theorien werden Regeln im Allgemeinen als Prototypen modelliert (oder können jedenfalls so verstanden werden), mit denen neue Äußerungen und Kontexte verglichen werden; insofern nehmen wir gelegentlich unkommentiert auf Prototypen Bezug. Dabei können gleichzeitig mehrere Regeln aktiv sein, die ‚verrechnet‘ bzw. ‚zusammengepuzzelt‘ werden, etwa über Unifikation (vgl. etwa Boas und Sag 2012). In diesem Aufsatz argumentieren wir vor allem über syntaktische und lexikalische Beispiele, aber u.E. gilt die Argumentation auch für andere Bereiche der Sprache.³

Angesichts der Popularität gebrauchsbasierter Theorien stellt sich die Frage, wie vermittels oder zumindest in Harmonie mit ihnen ein Standard definiert werden können soll. Ausgehend von den Grundannahmen frequenz- und gebrauchsbasierten Sprachlernens, zeigen wir in diesem Aufsatz, wie unter diesen Annahmen Standard verstanden werden kann: als (tatsächlich und durchschaubar falsche) Arbeitshypothese der SprecherInnen und HörerInnen nämlich, die die ‚Arbeit‘ an Äußerungen erleichtert. Damit ist das Problem des Standards aber nicht gelöst, sondern nur auf eine neue Ebene gebracht, denn nun gilt es zu charakterisieren, welche Form der Standard hat. Deshalb soll neben der Bestimmung des Problems auch ein Ansatz zu einer Lösung des ‚Standard-Problems‘ mittels exemplarbasierter Modellierung angedeutet werden.

¹ Wir danken den Teilnehmern der Würzburger Tagung für eine spannende Diskussion und wertvolle Anregungen, die es erlaubt haben, die Darstellung der Thesen zu präzisieren.

² Dabei ist Syntax natürlich recht weit zu fassen, da v. a. die Konstruktionsgrammatik gerade bewusst die Trennung der Syntax von der Semantik und Pragmatik aufhebt.

³ Allerdings ist für manche Bereiche die Hypothese einer vollständigen und konsistenten (s. u.) Norm nicht so präsent: Etwa bei der Aussprache werden Kodizes weniger stark rezipiert, und Regeln viel weniger reflektiert.

1.1 Falsche Arbeitshypothese ⇒ gute Kommunikation

Die pointierte Kurzfassung der grundsätzlichen Annahme, die hinter dem Standard als Arbeitshypothese steht, wäre in etwa folgende, die bei der ‚Wette‘ auf die Interpretation den Einsatz steuert (Eco 1984 und später).

Standard ist der verinnerlichte Leitfaden zur Angemessenheit verbalen kommunikativen Verhaltens, der auch von den anderen SH geteilt wird.

Oder anders:

Es gibt für jeden Anwendungsfall von Sprache (mindestens) eine Standard-Lösung, und für jede sprachliche Äußerung lässt sich angeben, ob und wie sie standardmäßig verwandt wird (woraus sich letztlich eine Standard-Bedeutung und ein Urteil über Korrektheit ergibt). Dadurch ist eindeutige, korrekte Kommunikation mittels Sprache sichergestellt.

Dass diese letzte Annahme – jedenfalls wenn man sie wörtlich nimmt – durchschaubar falsch ist, soll im Folgenden gezeigt werden. Dies führt dazu, dass die ursprüngliche Annahme modifiziert werden müsste und ungefähr folgendermaßen lauten könnte. Dabei ändert sich offensichtlich nichts Wesentliches, sofern man sich im ‚Kernbereich‘ der Sprache aufhält.

Es gibt für jeden **typischen** Anwendungsfall von Sprache (mindestens) eine Standard-Lösung, und für jede **typische** sprachliche Äußerung lässt sich angeben, ob und wie sie standardmäßig verwandt wird (woraus sich letztlich [mindestens] eine übliche Bedeutung und ein Urteil über Korrektheit in typischen Kontexten ergibt). Für **untypische** Situationen und **untypische** sprachliche Äußerungen werden die Ergebnisse weniger eindeutig sein. Typikalität ist unscharf definiert und kann individuell variieren. Damit ist eine (einigermaßen) eindeutige, (einigermaßen) korrekte Kommunikation mittels Sprache in **typischen** Kontexten (**typischerweise**) möglich, in anderen Kontexten ‚Verhandlungssache‘.

Die Typikalität muss im Prinzip individuell für jedeN SH erfasst werden. (Das schließt natürlich nicht aus, dass es Gruppen ähnlicher SprecherInnen gibt.) Aus der Individualität des Standards folgt, dass die Bereiche ‚untypischer‘ Sprachverwendung individuell verschieden sein können. Dafür werden wir unten Beispiele anführen. Untypische Fälle müssen in der Kodifizierung dann durch Setzung geregelt oder offen gelassen werden. Dieser Aufsatz vertritt zwei Thesen; die erste lautet folgendermaßen; die zweite wird in Kapitel 2 vorgestellt.

These 1: Gebrauchsbasierte Theorien machen es nicht einfacher, einen Standard zu definieren, sondern ermöglichen es erst, einen (partiellen) Standard zu definieren, der (a) empirisch fundiert ist und sich (b) entwickelt.

1.2 De-facto-Standard und kodifizierter Standard

§ 11. [...] Inhalt [der deskriptiven Grammatik] sind nicht Tatsachen, sondern nur eine Abstraktion aus den beobachteten Tatsachen. Denn zwischen Abstraktionen gibt es überhaupt keinen Kausalnexus, sondern nur zwischen realen Objekten und Tatsachen. [...]

§ 12. Das wahre Objekt für den Sprachforscher sind vielmehr sämtliche Äusserungen der Sprechertätigkeit an sämtlichen Individuen in ihrer Wechselwirkung auf einander. (Hermann Paul 1975: 24; der zweite Satz ist im Original gesperrt.)

Die oben formulierte These 1 betrifft zunächst den De-facto-Standard (DFS) als statistische Norm, wie er prinzipiell zu jeder Sprach(-Ebene) aufgestellt werden kann. Dabei ist

hier wesentlich, dass die Norm eben nicht eindeutig und ‚glatt‘ ist. Darüber hinaus gibt es noch den kodifizierten Standard: (KS), der im Deutschen⁴ traditionell funktional weniger breit spezifiziert und auf eine relativ enge Register- und Stil-Ebenen-Auswahl eingeschränkt ist (Staffeldt schlägt in diesem Band eine Methode vor, dies zu ändern bzw. den De-facto-Standard für weitere Ebenen zu eruieren⁵). Unter *De-facto-Standard* ist also eine aus den Daten abgeleitete Größe zu verstehen, während der kodifizierte Standard bewusst ‚geregelt‘ ist.

Nach unserer Argumentation würden gebrauchsbasierte Theorien es erlauben, den De-facto-Standard so zu definieren, dass er als ‚Baseline‘ des kodifizierten Standard dienen könnte. Diese Baseline wird bereits bei der Beschreibung ‚geglättet‘, und bei einer Kodifizierung noch mehr. Schon die Definition der ‚Baseline‘ ist nicht trivial; ihre Erstellung wird im Folgenden diskutiert. Im Folgenden befassen wir uns also vor allem mit dem DFS und nur am Rande und in Abgrenzung zum DFS mit dem KS.

1.3 Absicherung

Nicht-Ziel: Dieser Aufsatz versucht nicht, innovative und neue Daten zu präsentieren. Wenn Daten angeführt werden, dann immer unter der Annahme ihrer Gültigkeit bzw. unter der Annahme, dass man strukturell ähnliche Fälle in der Wirklichkeit beobachten kann. Nur daran, dass es ähnliche Verhältnisse in der Sprache gibt, hängt also die Argumentation, nicht aber an den konkreten Daten.

Auslassung: Fehler-Korrektur. Dieser Aufsatz geht kaum darauf ein, dass wir mit vielen ‚Fehlern‘ konfrontiert werden, also mit Äußerungen, die von der idealen Äußerung, die wir bei jeder Äußerung anzielen (Clark 1996), erstaunlich stark abweichen; Beispiele wären etwa Anakoluthe, Unterbrechungen u. Ä. Dass die Norm dies weitgehend ausblendet, kann man so deuten, dass es noch einen generellen Filter-Mechanismus geben muss, den wir hier aber nicht weiter diskutieren wollen.

Ähnlich sieht es überhaupt im Falle der ‚Gewichtung‘ sprachlichen Inputs aus: Offensichtlich wird nicht einfach alles gelernt, was gehört wird, und im Zweifelsfall mag die Sprache der Eltern einen größeren Einfluss haben als die des kleinen Geschwisterchens. Auch hier gehen wir nicht in die Tiefe; was aber wichtig ist, ist, dass wir im (lebenslanglichen) Spracherwerb durchaus unterscheiden können, auf welche Ebene ein sprachliches Mittel gehört, und bei manchen Mitteln lernen, dass sie in bestimmten Kontexten wohl,

⁴ Kohler (1995: Kap.2) illustriert am Beispiel der Aussprache, dass es in verschiedenen Sprachen verschieden breite Standards geben kann. Für das Beispiel des britischen Englisch (in der ‚klassischen Moderne‘) etwa ist der Standard dann eben durch dasjenige definiert, was eine bestimmte Gruppe ([ehemalige] Besucher der Public Schools) spricht, egal auf welcher Stil-Ebene sie sich gerade aufhält. – Für das Deutsche gilt allgemein, dass Standard (im Sinne des populär akzeptierten, wenn auch in der Wissenschaft politisch nicht mehr korrekten ‚Hochdeutsch‘) nicht für alle Stil-Ebenen spezifiziert ist. Die Begriffsbildung ‚Substandard‘ zeigt, dass Standard (auch) als Stil-Ebene, nicht vornehmlich als beobachtbare Gebrauchsnorm verstanden wird.

⁵ In der Diskussion auf der Tagung in Würzburg wurde deutlich, dass genau diese Erweiterung des Standard-Begriffs (im Sinne eines verinnerlichten Leitfadens für kommunikative Angemessenheit) über den traditionellen funktionalen Bereich des KS hinaus nicht auf ungeteilte Unterstützung trifft.

in anderen aber nicht zu gebrauchen sind. (Sogar Sprachkritiker können mit derlei spielen, wie etwa Wolf Schneiders Buchtitel *Gewönne doch der Konjunktiv* zeigt.)

1.4 Was erwarten wir vom Standard?

Wie sähe also ein gebrauchsbasierter Standard-Begriff aus, und welche Qualitätsmaßstäbe könnte man anlegen?

Betrachten wir uns zunächst zwei Ansprüche an (kodifizierten) Standard, die man oft implizit hat; wir nennen sie *Konsistenz* und *Vollständigkeit*. Im Anschluss zeigen wir, dass diese in einer strikten Form nach den Voraussetzungen gebrauchsbasierter Theorien einerseits schon theoretisch nicht gelten können, und führen ein paar Fälle an, die als praktische Beispiele für Verletzungen dieser Erwartung gelten können.

Konsistenz. Ein Standard heißt *konsistent*, wenn es keine Äußerung gibt, die von Regeln des Standards sowohl ein- als auch ausgeschlossen wird, d. h. wenn es keine Zweifelsfälle gibt.

Inkonsistenz läge in Fällen vor, in denen mehrere Regeln verschiedene Voraussagen zur Angemessenheit und Korrektheit machen. Der umgekehrte Fall, also dass keine Regel eine Vorhersage macht, fällt eben unter ‚Unvollständigkeit‘ (s. u.). Dass Sprachbenutzer Konsistenz wünschen und als Arbeitshypothese voraussetzen, zeigt die Begeisterung für die DUDEN-Zweifels-Hotline oder Bücher wie Sicks *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. Dass auch Linguisten oft eine starke Form von Konsistenz annehmen und somit graduelle Begriffe von Grammatikalität ablehnen, kann man der Diskussion über Grammatikalitätsurteile entnehmen (z. B. Ausgabe 33 der *Theoretical Linguistics* von 2007).

Vollständigkeit. Ein Standard heißt *vollständig*, wenn die Regeln für jede Äußerung bestimmen, ob sie zum Standard gehört oder nicht. Unvollständigkeit läge vor, wenn zu bestimmten Äußerungen nicht zu bestimmen wäre, ob sie zum Standard gehören oder nicht, weil keine der Regeln des Standards sie erfassen.

Unbestimmtheit. Ist (mindestens) eine der beiden Erwartungen verletzt, so sprechen wir davon, dass der Standard (*partiell*) *unbestimmt* ist, weil er nicht alles eindeutig regelt; wollen wir hervorheben, dass beide Erwartungen verletzt sind (was meist der Fall ist), sprechen wir von *doppelter Partialität*.

2. Standard lernen?

Die Beispiele im nächsten Abschnitt illustrieren Unsicherheiten, die auftreten können, wenn man verschiedene Regeln gegeneinander ausspielen kann (Inkonsistenz) bzw. wenn es schwer ist, überhaupt eine Regel zu finden (Unvollständigkeit). Mit Nübling (2006) deuten wir Unsicherheit im Sprachgebrauch also nicht als ein ausrottenswertes Übel, sondern als Notwendigkeit für die Dynamik sich entwickelnder Sprache. Die Beispiele liegen also absichtlich an Grenzen des DFS in einer bestimmten Ebene der Spra-

che, die auch der ‚Substandard‘ (im Sinne des KS) sein kann, weil dort, wie oben angedeutet, der ‚historische Ballast‘ etwas geringer ist. Wir behaupten:

These 2: Der De-facto-Standard ist partiell unbestimmt (und meist doppelt partiell). Beides wird in der Regel inter-individuell verschieden ausfallen. Jeder kodifizierte Standard, der die doppelte Partialität beseitigen will, ist eine theoretische Abstraktion, die bestenfalls eine Näherung an den De-facto-Standard darstellt.

Für gebrauchsbasierte Theorien ist es eine Grundannahme, dass Äußerungen im spezifischen Kontext gelernt werden. Wenn man sich den Kontext-Raum (in Anlehnung an den Varietäten-Raum) als einen n -dimensionalen Raum vorstellt (strukturiert etwa anhand regionaler, formeller, stilistischer und medialer Dimensionen, aber sicherlich auch anhand ‚beziehungsspezifischer‘ wie Nähe – Distanz), so kann man jeder Sprach-Situation Koordinaten im Raum zuordnen. Das bedeutet, dass die Granularität des Lernens eher auf der Ebene *Gespräch beim Spielen mit der Mutter* als auf der Ebene *Privat-Gespräch* ergibt, und dass neue Situationen auf Ähnlichkeit mit den spezifischen gelernten hin geprüft und die sprachlichen Prototypen entsprechend extrapoliert werden; dabei findet sich natürlich immer ein Parameter, der leicht abweicht, sodass immer extrapoliert wird.

Es ist allerdings nicht einmal notwendig, die Existenz verschiedener nichtstandardsprachlicher (aber erkennbar geregelter) Sprach-Subsysteme anzunehmen – auch wenn dies das Argument klarerweise stärkt –, vielmehr reicht es, darauf hinzuweisen, dass verschiedene SH grundsätzlich nur relativ wenig sprachlichen Input bekommen, an dem sie ihre Generalisierungen ausrichten können, und dass dieser schon rein empirisch gesehen (etwa weil verschiedene GesprächspartnerInnen verschieden ‚fortgeschritten im Sprachwandel‘ sind) in sich nicht konsistent sein kann; bei der Komplexität des Sprachsystems wäre es also erstaunlich, wenn die Generalisierungen exakt gleich ausfielen. Schon minimal ‚verrauschte‘ Generalisierungen aber führen dazu, dass zwei beliebige sprachliche Regelsysteme an sich nicht mehr widerspruchsfrei zueinander sind, wenn Generalisierung schrittweise erfolgt (wie Croft annimmt). Ein Beispiel hierfür könnten seltene Fälle sein, die verschieden generalisiert werden können:⁶

(1) (Herr B und Frau C zittern, B etwas heftiger)

A zu Herrn B: Sie friert? – B: Ja, weil ihr kalt ist; mir übrigens auch!

Partialität / Spezifität beim Lernen (z. B. Abbot-Smith und Tomasello 2006) von Äußerungs-Inseln zu Regel-Kernen führt dann zu Partialität / Spezifität der Regeln beim Sprechen. Im Gegenzug dazu findet in Gesprächen Alignment statt (s. z. B. Garrod und Pickering 2007), auch Ad-hoc-Erweiterungen von Vokabular und Grammatik im Diskurs – Cooper und Ranta (2008) verwenden den Slogan: *Languages as Toolboxes*, die lokal für spezifische Situationen vervollständigt werden. Dass diese Vervollständigung möglich und notwendig ist, kann als weiteres Argument genommen werden, dass Standard nicht vollständig spezifiziert ist und so eben oft nicht für alle Zwecke hinreicht. (Man beachte nur die Versuche im vorliegenden Aufsatz, Begriffe einzuführen, die bisher niemand gebraucht(?) hat.) Es handelt sich hier also um eine Umkehrung des *Poverty-of-the-Stimulus*-Arguments: Partialität lizenziert und erzwingt gerade Regel-Abduktion – und sie steuert sie in erfolgreiche Bahnen.

⁶ Vorsichtshalber: Die ‚Pointe‘ des Beispiels ist, dass As Satz ambig ist, je nach aktiver Regel für *frieren*.

Diese Argumentation lässt sich auf die über-individuelle Sprache übertragen: Bei der Beschreibung menschlicher Sprache unterscheidet man meist mehrere ‚Koordinaten-Achsen‘: mindestens die diaphasische, diastratische, diachronische und diatopische Dimension. Beschreibt man eine ‚Ebene‘ oder einen Quadranten des resultierenden Raumes, so stellt sich die oben bereits angedeutete Frage, wie fein man diese absteckt: Gliedert man zu grob („das Deutsche an und für sich“), wird man viel Variation in allen Untersystemen feststellen, und im Extremfall feststellen: „Eigentlich kann man immer reden, wie man will“, weil die gewählte Analyse-Granularität es nicht erlaubt, die wesentlichen Faktoren zu analysieren. Ein so festgestellter DFS würde also seinen Zweck nicht erfüllen, als Orientierung und Vereindeutigung zu dienen.⁷ Gliedert man zu fein („Master-Prüfungsgespräche mit männlichen Studierenden an der Uni Duisburg-Essen im Fach bei Frau Professor Üpsilon“ etc.), wird man feststellen, dass die Datenlage und damit der DFS für jedes Untersystem viel zu lückenhaft ist und aus anderen Untersystemen per Analogie ergänzt werden muss. Genau das würde aber die Situation der Sprachnutzer nachvollziehen, wie oben angesprochen. Es wäre nur die Wiederholung der Feststellung, dass niemand Anteil an allen (oder nur: an gleichartigen) Untersystemen des Sprachsystems hat, und man kommt im Extrem zum Schluss „Eigentlich sind ja keine zwei Kontexte gleich.“

Eine vermittelnde, hier vertretene Alternative wäre, De-facto-Standard als (durch Generalisierung gebildete) Hülle um prototypische Sprachverwendungen in prototypischen Situationen zu verstehen. Hier hat man zwei Optionen: Man kann die prototypisch beschriebenen Situationsklassen als Beschreibungsartefakte der Wissenschaft verstehen oder als (weitgehend unbewusste) Klassifikationen der SH selbst. In jedem Fall ist die Granularität wie auch bei anderen Prototypen-Netzen stark durch pragmatische Unterscheidungserfordernisse bestimmt. Auch kann man sich vorstellen, dass Klassifikationen verschiedener Granularität nebeneinander bestehen und Regelvererbungsrelationen zwischen den allgemeineren und den spezielleren Klassen bestehen. Außerdem ist klar: Die Wahl einer Beschreibungsgranularität schafft in gewissem Maße Standard.

Schließt man sich der Argumentation an, kann man also nicht mehr behaupten, dass gebrauchsbasierte Theorien es einfacher machen, einen Standard zu definieren, sondern allenfalls: Sie machen es möglich, einen (partiellen) Standard zu definieren, der nicht ‚vom Himmel fällt‘ und sich entwickelt, und bereits dies ist ein Gewinn (→ These 1).

Wie oben allgemein argumentiert, ist allerdings nicht zu verteidigen, dass ein DFS einheitlich und vollständig spezifiziert sein könnte. Bei der Komplexität des Sprachsystems wäre es überdies erstaunlich, wenn die Generalisierungen exakt gleich ausfielen. Der über-individuelle und über-situative (abstrahierte) DFS ist also mindestens ebenso unvollständig und potentiell inkonsistent wie der individuelle.

Abbot-Smith und Tomasello (2006) skizzieren, wie Syntax-Erwerb als eine Kombination von exemplarbasiertem Lernen und Schematisierung verstanden werden kann. Exemplarbasierte Ansätze werden seit Ende der 1980er Jahre als Modelle der Lautkategorisierung in der Phonetik und Phonologie eingesetzt. In beiden Prozessen, dem Exemplarlernen und der Schematisierung, können geringfügig unterschiedliche Lernstra-

⁷ Dieser Zweck muss weder den SH noch den Sprachbeschreibenden bewusst sein.

tegien bei identischen Stimuli zu inter-individuellen Unterschieden bei weniger frequenten Konstruktionen führen. Umgekehrt ist das exemplarbasierte Lernen auch bei identischen Lernstrategien sensitiv gegenüber unterschiedlichen Frequenz-Verteilungen der Stimulus-Konstruktionen. Der Exemplar-Ansatz zeigt einerseits, wie sich in hochfrequenten Konstruktionsbereichen weitgehende Übereinstimmung zwischen den Lernenden einstellt, wie andererseits aber auch trotz Inkonsistenzen in weniger frequenten Bereichen eine im Großen und Ganzen erfolgreiche Dekodierung möglich bleibt.⁸

Die Begründung, dass doppelte Partialität prinzipiell nicht schadet, ergibt sich dann wie folgt: SH müssen immer nur innerhalb eines je Sprechsituation bzw. Situations-Typ recht abgegrenzten Bereiches hinreichend systematisiert Sprache benutzen können; jedeR SH ist nur einer begrenzten Variation von Sprechsituationen ausgesetzt, wobei ‚Sprechsituation‘ (gemäß den Vorannahmen gebrauchsbasierter Theorien) hier zunächst sehr konkret verstanden werden muss.

Es wird also vom Gelernten her ausprobiert, wie man einen ‚Einzel-Item-Standard‘ zustandebringen kann, indem man Ähnlichkeiten zu Prototypen und gelernten Exemplaren abschätzt und sich auf Erfahrungen bezieht, die man in hinreichend prototypischen Situationen gemacht hat. Dabei, so muss man annehmen, orientiert man sich sehr stark an der Gesamt-Bedeutung, sodass Ergänzung und Korrektur *ad sensum* von Seiten der anderen KommunikantInnen vorausgesetzt wird, was letztlich Vagheit, ‚schiefe Verwendungen‘ und Innovationen lizenziert. Folgender Satz wäre demnach also auch in einer Situation, in der man gerade einem kleinlichen Linguisten begegnet ist, oft als ohne Weiteres verständlich anzunehmen:

(2) Alle Linguisten sind nicht kleinlich.

Es sei denn, die Diskussion betrifft gerade den Quantoren-Skopos, wo sich dann schnell Intuitionen über ‚optimale‘ Oberflächenreihenfolge einstellen. In gewissem Maße (Schranken wurden oben bereits angedeutet) lernt man dann offensichtlich derartige innovative und schiefe Verwendungen mit, und sie gehören dann – für das Individuum – zunächst einmal zum Standard.

3. Beispiele

Explizites Lernen einfacher Regeln kommt selten beobachtbar vor. Aber immerhin gibt es mindestens einen Witz dazu (er ist am bestem mit südöstlicher Färbung zu lesen):

(3) Am ersten Schultag stellen sich die Kinder in der Klasse der Reihe nach vor. (L steht für den Lehrer, A–D für Schüler.)

A: Ich bin der Hannes. – L: Das heißt ****Jo****hannes.

B: Ich bin der Sepp. – L: Das heißt ****Jo****sef.

⁸

Für die Argumentation gegen einen vollständigen und konsistenten Standard ist wesentlich, dass innerhalb gebrauchsbasierter Theorien angenommen wird, dass in diesen Theorien die Trennung zwischen Grammatik und Lexikon (vgl. z. B. Bühler [1934] 1982: 75) weitgehend aufgehoben wird und einen graduellen Abstraktionsunterschied darstellt. Insofern kann der Weg vom (bloßen) Lexikon-Eintrag zur (abstrakten) grammatischen Kategorie sehr individuell ausfallen, und zwar je SH und je Konstruktion.

- C: Ich bin der Achim. –L: Das heißt ****Jo****achim.
 D: (weint) Ich will nicht der ****Jo****kurt/Joghurt sein.

In einem Aspekt entspricht er den gebrauchstheoretischen Annahmen: Die gelernte Regel ist von verfügbaren Daten her (spontan) generalisiert, spezifisch auf den Input abgestimmt und ziemlich individuell. Die Individualität zeigt sich daran, dass HörerInnen beim ersten Hören des Witzes überrascht sein mögen – das hieße, dass sie die sich anbietende Generalisierung nicht selbst vorgenommen haben, vielleicht, weil ihnen bereits zu viele Beispiele von *Kurts* untergekommen sind und sie überhaupt die gängigen Formen dieser Vornamen, einschließlich der Jans, Hänse, Jense und Jupps, kennen und diese irgendwie auch dem *JoKurt* entgegenwirken. Dem Kurt im Witz scheint diese Erfahrung zu fehlen – dafür treten die positiven Belege für die Umkodierung von einem Subsystem ins andere (,normal‘ auf ,schulisch‘, sozusagen) für ihn recht massiv auf. Die resultierende Regel wäre insgesamt kaum generalisierungsfähig, sie würde eine ‚Sackgasse‘ im Sprachlernen darstellen. Versuchen wir uns an besseren Beispielen, die aber einem ähnlichen Schema folgen.

Das Rezipienten-Passiv ist eine Konstruktion, die sich jedenfalls im zu kodifizierenden Standard in letzter Zeit durchgesetzt hat. Dabei wird aber konstatiert, dass die Grammatikalisierung noch nicht vollständig abgeschlossen ist (Szczeponiak 2009: 158). Das Rezipientenpassiv wird in der Grammatikalisierungsforschung (zusammenfassend Szczeponiak 2009: 152-158) folgendermaßen beschrieben: Es beginnt mit einer glücklichen Verwendung, die die Semantik des *Bekommens* und des Passivs (bzw. des passivisch Partizips II) verbindet:

- (4) Der Grammatiker bekommt ein Buch geschenkt.

Anschließend wird der Prototyp des Partizip-Verbs immer weiter erweitert, bis (endlich) auch folgender Satz akzeptiert werden mag:

- (5) Ein Kind bekommt ein Handy gestohlen.

Varianten wie das erste Beispiel von (6) werden wohl allgemein akzeptiert; die Ausdehnung auf reine Dativ-Verben wie in (b) ist schon ein weiterer Schritt. Wer das Welpen-Beispiel (c) akzeptiert, für den ist ein Rezipientenpassiv nicht mehr nur dann zulässig, wenn das Empfangene auch explizit ausgedrückt ist.

Das vierte Beispiel kann als Test fungieren, ob ein ‚Rezipient‘ notwendig ist oder überhaupt nur ein ‚Transfer‘ stattfinden muss. (Als Beispiel (d) unten ist es zumindest in Mannheim tauglich für eine Überschrift.) Das letzte Beispiel (e) könnte anzeigen, dass es nicht um thematische Rollen, sondern vielmehr um grammatische Verallgemeinerungen (Dativ) geht; das scheint aber nicht so zu sein.

- (6) a. Ich bekam ein Buch geschenkt.
 b. Peter bekommt oft geholfen.
 c. Süßer Welpen bekommt vorgelesen⁹
 d. Mannheim: Kind bekommt Handy gestohlen¹⁰
 e. *Sie bekommen einen Vortrag gefallen.

⁹ <http://www.hunde-united.com/welpen-junghunde/11623-suesser-welpe-bekommt-vorgelesen.html>

¹⁰ http://www.morgenweb.de/region/rhein_neckar_ticker/Mannheimer_Morgen/31814_Mannheim:_Kind_bekommt_Handy_gestohlen.html

Auf einer etwas anderen Typikalitäts-Differenz beruht folgender Fall: Ein Teddybär ist eher ein personifiziertes Spielzeug als ein typischer Bär – im Gegensatz zu einem Eisbären etwa. Entsprechend finden sich (relativ) mehr Belege für einen *s*-Genitiv (wie für Namen) für erstere und einfache *en*-Genitive für letztere Bären-Arten.¹¹

Die Beispiele in (7) zeigen, dass es Einzelfälle in den Standard schaffen können und dass sich Formen aus einem anderen Sprachsubsystem in ein anderes einschleichen können. Als Einzelfälle stellen sie den trivialen Fall davon dar, dass es bisweilen höchst spezifische Regeln für Sprachgebrauch gibt, die offensichtlich mit einer gewissen Fehlermarge auch gelernt werden; auf solchen ‚Idiosynkrasien‘ baut die Idee der Konstruktion in der Konstruktionsgrammatik auf; konstruktionsgrammatische Untersuchungen zeigen oft, dass es sehr spezifische Regeln gibt, die bei einer generellen, abstrakten Betrachtung des Sprachsystems anhand der überkommenen Kategorien nicht in einer Beschreibung des Standards erfasst werden können.¹²

(7) a. Ich habe fertig.

b. Standard ist mir Würst, und wenn ich ihn für’n Appel und ‘n Ei bekomme.

Beispiel (7a) lässt sich jedoch leicht verallgemeinern und zu „wir haben fertig“ umformen; anekdotisch sei genannt:

(8) Wir haben fertig, liebe Europäerinnen und Europäer.¹³

Das mag trivial erscheinen, ist aber zunächst nicht durch die Daten gedeckt, sondern beruht auf einer (typischerweise lizenzierten) Abduktion.

Allerdings fallen die Fälle in Beispiel (7b) auch durchaus unter allgemeine Regeln, wie bestimmte Sprachsubsysteme sich lautlich zueinander verhalten. Zwischen diesen Regeln und der Lexikalisierung der Einzelfälle besteht ein Widerspruch (Inkonsistenz). Dass derartige Sonderfälle den SprecherInnen nicht unbedingt geheuer sind, zeigt sich daran, dass man etwa im Internet leicht Fälle findet, in denen mindestens „Appel“ durch „Apfel“ ersetzt ist. (Bei *Wurs(ch)t* ist das offensichtlich schwerer grafisch festzustellen, auch wenn wir schon mehrfach /vorst/ gehört haben.) Diese Unsicherheit kann man in der linguistischen Theorie verschieden versuchen aufzulösen. Einerseits kann man versuchen, sie ‚wegzuzählen‘ und statistisch zu zeigen, dass sie so selten sind, dass sie nicht ins Gewicht fallen. Andererseits kann man annehmen, dass es eine gewisse Varianz in der Realisierung gibt und dass Varianz eben ganz normal ist. Damit ist allerdings keinesfalls erklärt, wieso einige SprecherInnen „Appel“ auf „Apfel“ abbilden und korrigieren! Wir würden hingehen davon ausgehen, dass diesen Sprechern (in gewissem Maße) die allgemeine Regel bekannt ist, die etwa „Appel“ auf „Apfel“ abbildet (und „Kloppe“ mit „klopfen“ verbindet), und eine Unsicherheit herrscht, ob bei dieser Redewendung diese

¹¹ Die Belege sind rein illustrativ, daher erlauben wir uns die Internet-Recherche mit voreingestellter Suchsprache; vgl. 1.3: *des Teddy-Bären* Google: 14.500; Yahoo: 9.710 – *des Teddy-Bärs* Google: 7.780; Yahoo: 8.800) – *des Eisbärs* Google: 1.510; Yahoo: 495 – *des Eisbären* Google: 40.300; Yahoo: 18.900.

¹² Im Bereich der Semantik wäre die Analogie zum Vollständigkeitskriterium der ‚etymologische Fehlschluss‘, dass also Wörter bedeuten müssen, was ihr Ursprung verheißt, und dass man also etwa *Manuskripte* keinesfalls mit den Füßen tippen könne.

¹³ <http://www.pt-magazin.de/newsartikel/archive/2012/july/05/article/wir-haben-fertig-liebe-europaerinnen-und-europaer.html>

Regel nicht anzuwenden wäre.¹⁴ Dass nur einige SH beschließen, die Regel anzuwenden, zeigt die individuelle Partialität des Standards. (Analog für /vorst/ – /vorft/.) Wir deuten dies so, dass manchen Sprechern (und auch einigen Wörterbüchern¹⁵) nicht klar ist, ob nun die spezielle dialektal motivierte phonetisch-phonologische Form zum lexikalischen Item gehört oder nicht, eben weil ein Zusammenstoß von Regeln vorliegt (Inkonsistenz).

Interferenz wäre also im hier vorgeschlagenen Ansatz nicht ein Fehler, sondern nur ein Normalfall, der anzeigt, dass man eine individuelle Regellücke (oder Regelüberlagerung) gefunden und gegen die Mehrheitsmeinung extrapoliert hat.

In allen diskutierten Beispielen ist jede Kodifikation eine Vereinfachung der Datenlage und verändert bzw. glättet den De-facto-Standard: Im Falle des Rezipientenpassivs ist die Erweiterung des Prototyps je nach Register-, ‚Höhe‘ und regionaler Variation für einzelne Sprecher graduell besser oder schlechter. Im kodifizierten Standard wird man aber im Allgemeinen nur ein Qualitäts-Maß verwenden wollen.¹⁶ Im Falle von *für (ei)n(en) Appel und (ei)n Ei* wird die Kodifikation eine noch schwierigere Entscheidung treffen müssen: Gibt man einer Generalisierung (z. B. ‚regionale Färbung‘) den Vorrang vor einer anderen (z. B. ‚Transparenz‘ bzw. ‚Verträglichkeit mit dem Gesamtsystem‘)? Oder lässt man einfach alle Varianten zu? Bei *Teddy-Bär(en)* treffen zwei Regeln zusammen, die unterschiedliche Realisierungen beschreiben.

In allen Fällen kann man aber für jeden einzelnen Standard Daten-, ‚Inseln‘ angeben, von denen man plausiblerweise annehmen kann, dass sie hinreichend stabil sind, und die man mit Regel-, ‚Kernen‘ beschreiben kann: Beim Rezipientenpassiv etwa solche Äußerungen mit explizitem Rezipienten. Bei ‚Appel‘ ist die Entscheidung deutlich willkürlicher, bei ‚Wurst‘ wäre sie wahrscheinlich einfacher; jedenfalls wird man wahrscheinlich eine Variante auswählen.

4. Der Standard im Netz

Der DFS wurde von uns bisher einerseits als das Ergebnis des individuellen Spracherwerbsprozesses oder als eine sprachwissenschaftliche (überindividuelle) Abstraktion davon betrachtet, andererseits auch als sprachwissenschaftliche Hypothese über den Sprachgebrauch einer bestimmten Gruppe in bestimmten Kontexten ohne ausdrücklichen Rekurs auf den Erwerbsprozess. Bei der ersten Betrachtungsweise wird man ihn viel-

¹⁴ Dabei ist auch unerheblich, ob diese SprecherInnen von dieser Regel häufiger ‚selbst betroffen‘ sind, auch wenn man spekulieren kann, dass SprecherInnen, die entsprechende Ersetzungen häufiger vornehmen müssen, vielleicht eher zur ‚Hyperkorrektur‘ neigen. (Es handelt sich natürlich nur dann um Hyperkorrektur, wenn wir bereits entschieden haben, dass es nur genau eine korrekte Realisierung gibt!)

¹⁵ Wider unsere Erwartung gelingt es uns gerade nicht, in etablierten Wörterbüchern (aus dem Duden-Verlag, oder in Röhrich 2000) Belege für die *pp*-Variante zu finden. Wohl aber bietet *lexiko* als (sicherlich standardgerechten) Beleg unter *Apfel* u. a. den Satz: ‚Die müssen jetzt Einnahmen verbuchen, deren Kulturzentrum kann man für n’ Appel und n’ Ei mieten‘, sagt ein Deutscher.‘ Als gute Theoretiker nehmen wir das als Beleg für unsere These.

¹⁶ Selbst wenn man das nicht will und Sprachangemessenheit multidimensional angibt, muss man über Gruppen von Sprechern hinweg generalisieren, obwohl es wahrscheinlich in allen Gruppen ‚Ausreißer‘ gibt und unter Umständen die individuellen Systeme in sich keine Optionen aufweisen.

leicht sogar als etwas Mentales ansehen wollen, als ‚Standard im Kopf‘, als größtenteils implizites sprachliches Wissen und Können der SH. Vielleicht wird man mit Standard noch etwas Viertes verbinden, nämlich die sprachbewussten Annahmen der SH über faktisches und normgerechtes Sprachverhalten. Das ist jedoch hier mit DFS nicht gemeint, es stellt eher die laienlinguistische Brücke zum KS dar.

Bleiben wir bei den wissenschaftlichen Abstraktionen und Hypothesen. In jedem dieser Fälle wird man aber bei einer ontologischen Betrachtung des DFS Merkmale einer Theorie entdecken.¹⁷ Zum einen stellt der DFS eine Generalisierung des tatsächlich belegten Sprachverhaltens dar. Zum anderen enthält jede Beschreibung des Standards linguistische Beschreibungskategorien unterschiedlicher Ebenen, wie *Phonem*, *Nominativ*, *Rezipient* oder *Phrase*. Manchmal wird von Vertretern der Konstruktionsgrammatik betont, dass es sich um bloße *Labels* z. B. für die Leerstellen und ihre möglichen Instanzierungen in Konstruktionen handle. Das geschieht, um theoretischen Ballast abzulassen, der diesen Begriffen aus anderen theoretischen Ansätzen anhaftet. Dennoch kann man diese Begriffe nicht einfach als Stellvertreter für die rein deskriptive Aufzählung bzw. Extrapolation der Leerstelleninhalte verstehen. Solche Begriffe werden zur Charakterisierung der Leerstellen unterschiedlicher Konstruktionen verwendet, sie verbinden nicht selten syntaktische mit semantischen Eigenschaften und Relationen oder stellen Beziehungen zu wahrnehmungspsychologischen (z. B. *Phonem*) oder kognitiv-vorsprachlichen Kategorien (z. B. *Rezipient*) oder anderen Sprachen und Varietäten mit gleichen oder ähnlichen Kategorien her. Damit hat die linguistische Begrifflichkeit, die bei der Beschreibung des DFS verwendet wird, nicht nur eine DFS-interne Funktion, sondern baut theoretische Brücken, DFS-intern, aber auch nach außen zu anderen linguistischen und nicht-linguistischen Theorien. Sie erfüllen damit die Funktionen, die die strukturalistische Wissenschaftstheorie theoretischen Termen zuerkennt. Sie sorgen für Kohärenz des Theorienetzes, in dem ein bestimmter DFS nur ein Knoten ist und sie können unbeschadet des empirischen Gehalts des Theorienetzes nicht eliminiert werden (i.S.d. sog. Ramsey-Eliminierbarkeit).

Versteht man beispielsweise die Ausdehnung des Rezipienten-Passivs als eine fortschreitende Generalisierung der verbalen und der nominalen Leerstellen einer Konstruktion, derart, dass dabei die NP-Verb-Relation *Rezipient im Dativ* verallgemeinert wird, so können Akzeptabilitätsunterschiede zwischen Instanzen der Konstruktion an der unterschiedlichen Nähe zum prototypischen Rezipienten, verstanden als Empfänger eines konkreten Gegenstands, liegen. Die graduelle Akzeptabilitätsunterschiede zwischen (6c) und (6d) könnten so erklärt werden. Allerdings muss eine derartige Erklärung, will sie nicht *ad hoc* sein, immer auch auf kognitionswissenschaftliche Annahmen über die Typikalität von Empfangensrelationen verweisen. Der DFS ist so auf der theoretischen Begriffsebene mit kognitionswissenschaftlichen Theorien verknüpft und erfüllt damit ein wichtiges Merkmal wissenschaftlicher Theorien.

17 Wir beziehen uns hier auf Theoriebegriffe, wie sie in der strukturalistischen Wissenschaftstheorie (vgl. Sneed 1979; Balzer et al. 1987; Stegmüller 1985), aber nicht nur da, angenommen werden.

5. Unschärfe Inseln und weiche Kerne

Wie gesagt, ermöglichen gebrauchstheoretische Theorien, einen (partiellen) Standard zu definieren, der empirisches Material berücksichtigt und sich entwickelt. Ein anderer Weg zum Standard ist u.E. nicht möglich, weil jedes andere Konzept von Standard die doppelte Partialität des Standards ‚wegerklären‘ muss, oder mit empirischen Daten wenig anfangen kann.

Es ergibt sich auch, dass die Suche nach einem ‚harten Kern‘ syntaktischer Kompetenz nicht zu einem zufriedenstellenden Ergebnis führen kann (wie mittlerweile gezeigt): Der Kern müsste vielmehr ‚weich‘ sein: als statistischer Durchschnitt dessen etwa, dem SprecherInnen-HörerInnen üblicherweise ausgesetzt sind (vgl. unten zur Modellierung). De facto müsste der ‚Kontinent‘ der Sprache in je individuelle ‚Inseln‘ aufgelöst werden, die allenfalls bei sehr ausgeprägter sprachlicher Tätigkeit zu einem Ganzen ‚zusammenwachsen‘. Zu erwarten wäre, dass Konstruktionen, die selten bis gar nicht vorkommen oder sonst pragmatisch gesehen eine Randstellung einnehmen, eventuell ‚aus der (individuellen und sozialen) Sprache herausfallen‘ und argumentativ nicht als Stein der Entscheidung verwandt werden könnten. Vielmehr müsste die Untersuchung von den redundanzbildenden ‚Inseln‘ ausgehen, also von gut belegten Bereichen des Sprachgebrauchs und sollte von dort aus die ‚Ränder‘ identifizieren, in denen sprachliche Unsicherheit aufkommt. Diese Unsicherheit wäre nicht als Makel, sondern als Beleg für pragmatisch bedingte Unbestimmtheit und partielle Inkonsistenz des Standards zu deuten (→ These 2). Insbesondere ist insofern die Praxis systembasierter Theorien problematisch, ausgerechnet ‚dunkle Ecken‘ der Syntax zu entscheidenden Ecksteinen der Theorie zu machen. Ein gebrauchsbasierter Ansatz würde dagegen nahelegen, dass die scheinbar widersprüchlichen Ergebnisse empirischer Syntaxforschung (vgl. etwa Schütze 1996; *Theoretical Linguistics* 2007) weniger problematisch sind, als allgemein angenommen: Sie liegen klarerweise außerhalb der ‚Inseln‘ und können einerseits auf verschiedenen individuellen Standards beruhen, andererseits kann es sein, dass der Standard für die problematischen Fälle einfach nicht spezifiziert ist.

Diese Auflösung kommt mit Kosten für die Linguistik: Zwar können durch die Analyse kleiner Korpora (die methodisch bedingt ist) Tendenzen individuellen Sprachgebrauchs herausgearbeitet werden; die Generalisierung ist jedoch weit weniger leicht zu rechtfertigen, als wenn man der Hypothese eines konsistenten und vollständig spezifizierten, sozial verbindlichen Sprachsystems folgt, dem individuelle Sprachsysteme sich einfachhin nur anpassen. Die Rezeption der Konstruktionsgrammatik in der Gesprächsforschung etwa, die in letzter Zeit in Gang zu kommen scheint (vgl. etwa die Beiträge von Deppermann, Fischer, Imo, Günthner und Hopper in Stefanowitsch und Fischer 2008), erscheint dadurch weit weniger einfach und selbstverständlich, als bisher offensichtlich angenommen, denn der Aufwand der Analyse bedingt, dass dort nur kleine Datenmengen analysiert werden können. Um eine Verallgemeinerung zu rechtfertigen, müssten also in der Untersuchung noch weitere Argumente ‚von außen‘ (also über das Datenmaterial hinaus) transparent angeführt werden, etwa die (potentiell widerlegbare, aber prinzipiell für die Datenauswahl sinnvolle) Intuition, dass es sich bei den Daten um typische Daten handelt.

Insofern scheint die Versöhnung von ‚theoretischer‘ und ‚empirischer‘ Linguistik nun möglich, indem die Vorentscheidungen, die der Beschreibung und Schaffung des Standards zugrunde liegen, nun einerseits klarer reflektiert und beschrieben werden können und andererseits die Beschreibung und Schaffung des Standards anhand fundierter Modelle erfolgen und auch mit theoretisch fundierbaren Modellen beschrieben werden kann. Allerdings ist noch einige Arbeit zu tun, um den Status einer bloßen Skizze zu überwinden.

6. Literatur

- Abbot-Smith, Kirsten und Michael Tomasello (2006): Exemplar-learning and schematization in a usage-based account of syntactic acquisition. – In: *The Linguistic Review* 23. S. 275-290.
- Balzer, Wolfgang, Carles Ulises Moulines und Joseph D Sneed (1987): *An Architectonic for Science: the Structuralist Program*. Dordrecht: Reidel.
- Boas, Hans C. und Ivan A. Sag (Hrsg.) (2012): *Sign-Based Construction Grammar*. Stanford: CSLI Publications.
- Bühler, Karl (1982 [zuerst 1934]): *Sprachtheorie*. Stuttgart: Gustav Fischer.
- Clark, Herbert H. (1996): *Using Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cooper, Robin und Arne Ranta (2008): *Natural Languages as Collections of Resources*. – In: Kempson, Ruth und Robin Cooper (Hrsg.): *Language in flux: dialogue coordination, language variation, change and evolution*. *Communication, Mind and Language* 1. London: College Publications. S. 109-120.
- Croft, William (2001): *Radical Construction Grammar: syntactic theory in typological perspective*. Oxford: Oxford University Press.
- Eco, Umberto (1984): *Semiotica e filosofia del linguaggio*. Milano: Einaudi.
- Fischer, Kerstin und Anatol Stefanowitsch (Hrsg.) (2008): *Konstruktionsgrammatik I: Von der Anwendung zur Theorie*. Tübingen: Stauffenburg.
- Fritz, Gerd (2006): *Historische Semantik*. Stuttgart: Metzler.
- Garrod, Simon und Martin J. Pickering (2007): *Alignment in Dialogue*. – In: Gaskell, M. Gareth (Hrsg.): *The Oxford handbook of psycholinguistics*. Oxford: OUP. S. 443-451.
- Kohler, Klaus J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. Berlin: Schmidt.
- Nübling, Damaris (2006): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen*. Tübingen: Narr.
- Paul, Hermann (1975 [zuerst 1880]): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen: Niemeyer.
- Röhrich, Lutz (2000): *Lexikon der Sprichwörtlichen Redensarten*. *Digitale Bibliothek* 42. Berlin: Directmedia.
- Schneider, Wolf (2009): *Gewönne doch der Konjunktiv*. Reinbek: Rowohlt.
- Schütze, Carson T. (1996): *The Empirical Base of Linguistics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Stefanowitsch, Anatol und Kerstin Fischer (Hrsg.) (2008): *Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik*. Tübingen: Stauffenburg.
- Sneed, Joseph D. (1979 [1971]). *The Logical Structure of Mathematical Physics*. Dordrecht: Reidel.
- Staffeldt, Sven (i. d. B.): *Auf dem Weg zum pragmatischen Standard mit Entschuldigungen*.
- Stegmüller, Wolfgang (1985). *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*. Band II. *Theorie und Erfahrung*. Teilband 2. *Theorienstrukturen und Theoriendynamik*. Berlin/Heidelberg/New York: Springer.
- Szczepaniak, Renata (2009): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- Theoretical Linguistics* 33 (2007) 3.